

ein Rom, das noch nicht aufgehört hatte, die Hure Babylon zu sein. Der heilige Augustinus lehnte beide Auslegungen ab: In dieser Umbruchszeit entwickelte er seine Theologie des ewigen Kampfes der beiden „Reiche“ (*civitates*): nicht der Christen und der Heiden, sondern der beiden „Lieben“, die im menschlichen Herzen wohnen: der Selbstliebe, der die Transzendenz verschlossen bleibt (*amor sui usque ad contemptum Dei*) und der Liebe, die sich hingibt und dadurch Gott findet (*amor Dei usque ad contemptum sui*). Ruft nicht diese Zeit der Zivilisationsveränderungen nach einer neuen Theologie der gegenwärtigen Geschichte und nach einem neuen Verständnis von Kirche?

„Wir wissen, wo die Kirche ist, aber wir wissen nicht, wo sie nicht ist“, lehrte der orthodoxe Theologe Evdokimov. Vielleicht sollen die Worte über die Katholizität und den Ökumenismus, die vom letzten Konzil ausgesprochen wurden, einen neuen und tieferen Inhalt bekommen: Es ist die Zeit gekommen für einen breiteren

und tieferen Ökumenismus, für ein mutigeres „Suchen Gottes in allen Dingen“.

Die Fastenzeit der leeren und schweigenden Kirchen können wir entweder nur als ein kurzes Provisorium annehmen, das wir dann bald vergessen werden. Wir können sie jedoch auch als *Kairos* annehmen – als eine Zeit der Gelegenheit „in die Tiefen hinabzusteigen“ und *eine neue Identität des Christentums in einer Welt zu suchen, die sich vor unseren Augen radikal verwandelt*. Die gegenwärtige Pandemie ist sicher nicht die einzige globale Bedrohung, der unsere Welt begegnet und noch begegnen wird.

Nehmen wir diese Zeit als Aufruf zu einem neuen Suchen nach Christus an. Suchen wir nicht den Lebenden unter den Toten. Suchen wir ihn mutig und ausdauernd und lassen wir uns nicht dadurch verwirren, dass er uns wie ein Fremder erscheinen mag. Wir werden ihn erkennen an seinen Wunden, an seiner Stimme, wenn er uns vertraut anspricht, an seinem Geist, der den Frieden bringt und die Angst vertreibt. ■

Aus dem Tschechischen
übersetzt von Markéta
Barth, Radolfzell.

„Diese Studie entstand
mit Unterstützung des
Projektes ‚Kreativität und
Anpassungsfähigkeit als
Voraussetzung für den
Erfolg Europas in der
vernetzten Welt‘, Reg.-Nr.
CZ.02.1.01/0.0/0.0/16_
019/0000734, finanziert
aus Mitteln des Europä-
ischen Fonds für regionale
Entwicklung.“



Johann Weber
* 26. April 1927
† 23. Mai 2020

Seele in meiner Hand

Eine Erinnerung an Bischof Weber

■ GABRIELE NEUWIRTH

Drei Sätze mit dem freundlichen Portier des Grazer Bischöflichen Ordinariats gewechselt, dann zum Lift; ich hab was im dritten Stock zu tun. Mitten im schnellen Schritt reißt es mich: Durch die Glasscheibe des Besucherraums sehe ich im Eck einen Mann sitzen, alt, klein, vertraut: Ja, er ist es, Altbischof Johann Weber. Wir begrüßen uns, und der bald Neunzigjährige redet lebhaft, herzlich und anteilnehmend. Als wir uns verabschieden, zeichnet er mir ein Kreuz auf die Stirn. Ich bin noch still ergriffen, da sagt er zu mir: „Und jetzt zeichnen Sie bitte mir ein Kreuz auf die Stirn!“ Beim Heimweg fällt mir das Büchlein „Von heiligen Zeichen“ des großen Theologen

Romano Guardini ein. Noch ehe ich es im Bücherschrank suche, habe ich die Stelle auf meinem Handy gefunden:

„Schön und groß ist die Sprache der Hand dort, wo die Seele besonders viel sagt“, schrieb Guardini: „Die Hand formt das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn, dass sich durch sie Gottes Fülle ergieße. Denn die Hand ist das Spendende; sie schafft, sie formt und schenkt.“

Ich schau meine Hand an: Warum zeichnet sie nicht öfter im rechten Augenblick ein Kreuz auf eine Stirn? Und warum erbitte ich nicht diese segenspendende Geste? Von wem auch immer. ■